

Rachel van Kooij

Der Kajütenjunge des Apothekers

Jungbrunnen

Österreichischer Kinder- und Jugendbuchpreis
Kinder- und Jugendbuchpreis der Stadt Wien

ISBN 978-3-7026-5765-9

4. Auflage 2023

Einbandgestaltung: Stefan Herunter

Coverfoto: Andrew Neel

© 2005 Verlag Jungbrunnen Wien

Alle Rechte vorbehalten – printed in Europe

Druck und Bindung: Florjančič, Maribor

Wir legen Wert auf nachhaltige Produktion unserer
Bücher und arbeiten lokal und umweltverträglich:

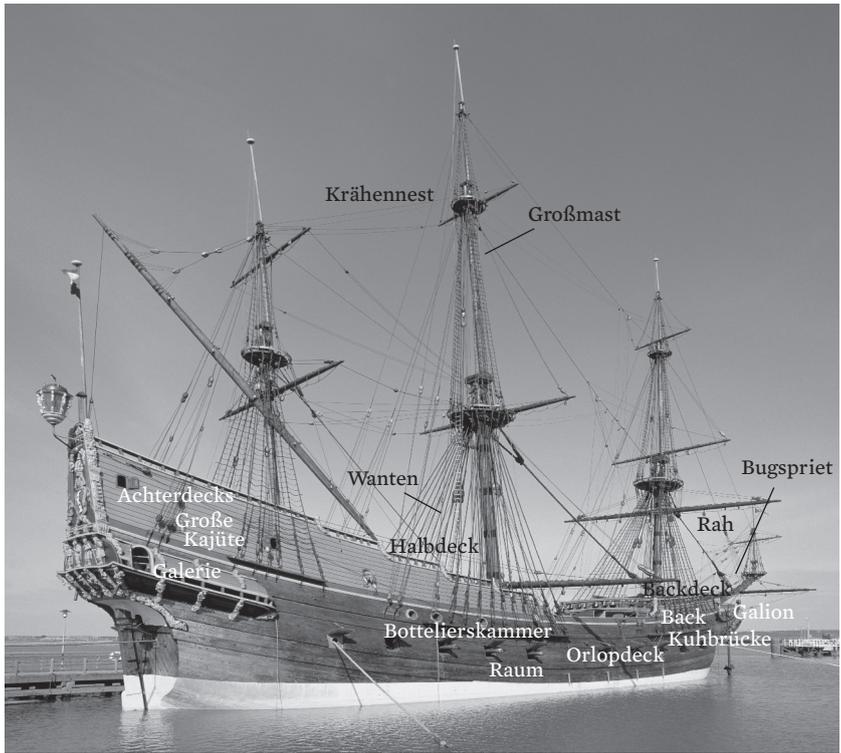
Unsere Produkte werden nach höchsten
Umweltstandards gedruckt und gebunden. Wir
verwenden ausschließlich schadstofffreie
Druckfarben und zertifizierte Papiere.

Vorwort

Im Herbst 1628 segelte die Flotte der Vereinigten Ostindischen Kompanie von Holland aus zu den Ostindischen Inseln (*Indonesien*), um dort Gewürze einzukaufen. Die *Batavia*, das Flaggschiff, erreichte nie ihr Ziel. Die Ereignisse rund um den Schiffbruch wurden schon wenige Jahre später bekannt als die „Unglückliche Reise der Batavia“.

Dieses Buch erzählt die Geschichte von Jan, der als Kajütenjunge mitfuhr. Seine Erlebnisse beruhen weitgehend auf den historischen Fakten, wie sie in *Batavias Graveyard (Der Untergang der Batavia)* von Mike Dash und *Voyage to Disaster* von H. Drake-Brockman recherchiert wurden. Diesen zwei Autoren bin ich zu großem Dank verpflichtet. Ebenso waren mir die Bücher *Die Reise nach Batavia* von Peter Kirsch, *Leven, werk en rebellie aan boord van Oost-Indievaarders (Leben, Arbeit und Rebellion an Bord der Ostindienfahrer)* von Herman Ketting und *Zwarte Peper, Scheurbiuk (Schwarzer Pfeffer, Skorbut)* von Vibeke Roeper eine große Hilfe bei der Beschreibung des Lebens an Bord.

Vieles an Bord eines historischen Segelschiffes ist heutzutage nur mehr in Fachkreisen bekannt. Um die Geschichte leichter lesbar zu machen, sind am Ende des Buches die wichtigsten Begriffe erklärt.



© Tony Cunningham / Alamy Stock Photo

Personen am Schiff und ihre Aufgaben

(soweit sie im Buch genannt werden)

Personen am Achterdeck

(sie wohnten in der Regel in Hütten und bekamen besseres Essen)

Oberkaufmann (Francisco Pelsaert): Er hatte den höchsten Rang am Schiff und war für alles verantwortlich

Unterkaufmann (Jeronimus Cornelis): Stellvertreter des Oberkaufmannes
Assistenten (u. a. *Andries de Vries, Gisbert Bastiaen, David Zevanck*)
und *Sekretär (Salomon Deschamps)*: Sie unterstützten die Kaufmänner bei der Arbeit als Schreiber und Buchhalter

Kapitän Jakobs: war für das Schiff (Steuerung, Mannschaft) zuständig

Steuermänner: Stellvertreter des Kapitäns

Prediger (Hendrick Bastiaen): war für die Seelsorge an Bord zuständig

Passagiere

Maria Bastiaen: Frau des Predigers

Judith: älteste Tochter des Predigers

Wilhelmine, Agnes, Hannes, Peter und Roland: Kinder des Predigers

Wibrecht: Dienstmagd des Predigers

Käthe Jans: wohlhabende Dame, die nach Ostindien zu ihrem Mann fuhr

Schwänchen: Dienstmagd von Käthe Jans

Personen am Orlopdeck

Hochbootsmann: war für die Matrosen verantwortlich

Profos: Polizist

Kadetten (u. a. *Gisbert von Welderen, Konrad von Hüsen*): unterstützten den Profos, bewachten die Kisten mit Geld und Juwelen, „Leibwächter“ für die Kaufmänner

Chirurg: behandelte die Kranken

Handwerker: An Bord gab es Zimmermänner, Segelmacher, Schmiede, Fassbinder ...

Matrosen (Bootsmänner): verrichteten die Arbeiten an Deck. Je nach Ausbildung und Erfahrung waren sie für verschiedene Bereiche zuständig: *Rudergänger* für die Bedienung des Ruders, *Schiemänner* für den Mast (Segel und Taue), *Kanoniere* für die Geschütze

Schiffsjungen (u. a. *Abraham*): mussten die niedrigsten Arbeiten machen (Deck schrubben etc.)

Bottelier: verwaltete die Vorräte auf dem Schiff

Koch: bereitete in der *Kombüse* (Küche) die Mahlzeiten zu

Kajütenjungen (*Rogier und Jan*): waren für die Bedienung der Kaufmänner, Assistenten, des Kapitäns und der Passagiere zuständig

Personen auf der Kuhbrücke

Korporal: beaufsichtigte die Soldaten

Unterkorporal: Stellvertreter des Korporals

Soldaten (*Wiebbe, Walter, Mattis* u. a.): Sie fuhren auf der *Batavia* mit, um in Ostindien die Handelsstützpunkte zu verteidigen

Passagiere

Anna (Soldatenfrau) und ihre Tochter *Hilde*

Ausgestoßen

Es klopfte an der Tür. Jan schaute fragend von seinen Studierbüchern auf. Onkel Wilhelm nickte ihm zu. Jan sprang auf. Er war erleichtert, das schmale Wohnzimmer verlassen zu können und der Gegenwart des Onkels zu entkommen, auch wenn es nur für ein paar Augenblicke war.

Vor der Tür stand ein junger Mann, der ein Bündel Briefe in der Hand hielt.

„Wohnt hier Herr Berend?“ Er hatte einen flämischen Akzent.

Jan nickte.

„Möchten Sie etwas übersetzen lassen?“, fragte er höflich.

„Nein. Ich hätte eine Bitte vorzutragen“, antwortete der junge Mann ein wenig verlegen.

„Ein Bittsteller“, dachte Jan. Der Onkel würde ihn abweisen. Er musterte den Fremden genauer. Obwohl es Herbst war, trug dieser keinen Mantel, sondern nur ein fleckiges Wams über dem Hemd. Der Fremde musste frieren. Jan hatte Mitleid.

„Ich werde fragen, ob er Sie empfangen kann“, sagte er. Vielleicht würde Onkel Wilhelm dieses Mal eine Ausnahme machen. Arbeit gab es genug.

„Ich werde warten.“ Der junge Mann lächelte ihn dankbar an.

Jan rannte ins Wohnzimmer zurück. Onkel Wilhelm zog die Augenbrauen hoch.

„Wer ist es?“, fragte er. „Ein Kunde?“

„Ich weiß es nicht“, antwortete Jan, und sein Gesicht glühte, wie immer, wenn er eine Lüge erzählte. „Er hat Briefe in der Hand.“

„Eigentlich habe ich genug zu tun“, murmelte Onkel Wilhelm und erhob sich behäbig von seinem Lehnstuhl.

„Andries, Andries de Vries“, stellte sich der junge Mann vor.

„Ich habe in Brüssel studiert. Ich beherrsche Latein, Spanisch, Französisch und sogar ein wenig Portugiesisch und Englisch.“
Jan sah, wie Onkel Wilhelm geringschätzig seine fleischigen Lippen zu einem dünnen, harten Strich zusammenpresste.

„Und ich habe Referenzen aus Brüssel, Gent und Antwerpen.“
Der junge Mann streckte Herrn Berend eifrig die Briefe entgegen. Onkel Wilhelm nahm sie nicht in die Hand.

„Herr von Holt schickt mich zu Ihnen. Er meint, Sie hätten gewiss Arbeit für einen fleißigen, verlässlichen Übersetzer“, versuchte Andries de Vries es nochmals.

„Herr von Holt ist Onkels bester Kunde. Er wird ihn nicht verärgern wollen. Wenn der Onkel den Fremden nun anstellt“, dachte Jan aufgeregt, „dann könnte er für mich eine Lehrstelle bei einem Kaufmann finden. Das hat er mir doch versprochen.“
Aber Onkel Wilhelm schüttelte entschieden den Kopf.

„Herr von Holt ist zwar ein guter Kunde, nein ein Freund, aber er ist wohl noch nicht informiert, dass ich seit einigen Wochen meinen Neffen als Gehilfen bei mir aufgenommen habe.“

„Vielleicht nur für ein paar Stunden gegen Kost und Unterkunft?“ Der junge Mann blickte Herrn Berend flehentlich an.
„Ich weiß nicht mehr wohin. Überall habe ich es bereits versucht. Ich habe mein letztes Geld ausgegeben“, gestand er verschämt.

„Onkel, damit machst du doch ein gutes Geschäft“, mischte sich Jan ein. „Herr de Vries könnte bei mir im Dachzimmer schlafen.“

„Es tut mir Leid, junger Mann. Ich kann Ihnen keine Stellung anbieten“, erwiderte Onkel Wilhelm förmlich.

Jan blickte dem Bittsteller nach, als dieser im kalten Nieselregen langsam den Kanal entlangging.

„Steh nicht herum. Mach die Tür zu und komm zurück zu deinen Studien, Junge. Wir haben zu tun“, rügte ihn Onkel Wilhelm. „Und beim nächsten Mal kannst du so jemanden gleich fortschicken.“

„Aber du hast doch genug Arbeit, und ich bin dir keine Hilfe.“

„Noch nicht, Jan. Aber das wird werden“, antwortete Onkel Wilhelm selbstgefällig.

„Aber bis dahin“, drängte Jan. „Ich könnte ihm nachlaufen.“

„Dieser Habenichts soll sein Glück woanders versuchen. Ich lass mir nicht die Butter vom Brot stehlen“, brummte Onkel Wilhelm.

„Er war doch schon überall“, beharrte Jan.

„Dann soll er zur Kompanie gehen. Wer ein wenig Bildung hat und bereit ist, nach Ostindien zu fahren, findet dort Unterschlupf als Sekretär oder Kaufmannsassistent. Und jetzt komm ins Zimmer und beuge deine Nase über die Bücher! Du kannst mir dankbar sein, dass ich mir die Mühe nehme, dein Lehrmeister zu sein, und dir das erspart bleibt“, schnauzte er Jan an.

„Dankbar!“, empörte sich Jan. Niemals würde er seinem Onkel dankbar sein.

Bis vor vier Wochen hatte er nicht einmal gewusst, dass es diesen Herrn Berend, einen selbst ernannten Privatgelehrten aus Amsterdam, gab. Jan beugte sich widerwillig über die Wörter, die er abschreiben sollte.

„Wie in einem Gefängnis lebe ich, mit Büchern als Mauern und Onkel Wilhelm als Kerkermeister“, dachte er verbittert.

Die einzigen Augenblicke der Freiheit waren kurze Ausflüge in die Stadt, wenn er die Übersetzungen von Onkel Wilhelm bei den Kaufmännern abliefern musste. Dann strolchte Jan, die Schriftstücke in einer Mappe unter dem Arm, durch die vollen Gassen, in denen sich Menschen, Handkarren und Kutschen stauten. Auf den Märkten herrschte ein Durcheinander von Sprachen. Die Stadt schien überzugehen vor Menschen aus den verschiedensten Ländern. Auf den Kanälen fuhr ein unablässiger Strom von Treidelschuten, Leichtern, Jollen und Ruderbooten, beladen mit Menschen und Gütern. Am Stadtrand wurden im Eiltempo neue Kanäle gegraben, das sumpfige Gelände dazwischen wurde trocken gepumpt und mit Erdreich und Kies, in den Hunderte Holzpfähle eingelassen waren, auf-

gefüllt. Auf diesen Stützen wurden Straßen und Gebäude errichtet. Jan konnte stundenlang am Rand eines Kanals stehen und zusehen, wie ein ganzes Stadtviertel mit prächtigen Herrenhäusern für reiche Bürger auf diese Weise neu entstand.

Es störte ihn nicht, wenn er viel zu spät in das kleine Haus am stillen Kanal zurückkehrte und mit Vorwürfen überhäuft wurde. Er hörte kaum hin und setzte sich, als ob nichts gewesen wäre, an den Tisch, schlug eines der Bücher auf und las dort weiter, wo er aufgehört hatte.

Im stillen Zimmer schienen auch an diesem Tag die Stunden endlos. Verstohlen blickte Jan von Zeit zu Zeit zu seinem Onkel hinüber. Dieser saß regungslos in seinem bequemen Sessel, die Hände über dem dicken Bauch gefaltet.

„Worüber er wohl nachdenkt?“, überlegte Jan.

Endlich läuteten die Abendglocken. Sofort schlug Jan die Bücher zu.

„Soll ich den Tisch für das Nachtmahl decken?“, fragte er.

„Noch nicht.“ Onkel Wilhelm stand auf und ging im Zimmer auf und ab. Dann blieb er vor Jan stehen.

„Ich bin zu einem Entschluss gekommen. Dieser Bittsteller hat es mir wieder bewusst gemacht, dass ich mein Leben nicht an Kaufmannsbriefen vergeuden möchte“, verkündete er pompös.

„Ich habe ein wenig Geld gespart und kann es mir leisten, die nächsten Monate nur mehr der Wissenschaft zu dienen.“

„Mein Geld“, schoss es Jan durch den Kopf, und in seinem Bauch brodelte wieder die aufgestaute Wut.

„Ab heute nehme ich keine neuen Aufträge mehr an“, fuhr Onkel Wilhelm fort.

Er zeigte auf einige Akten auf dem Tisch.

„Das sind die letzten Stücke. Wenn ich sie übersetzt habe, und du sie ausgeliefert hast, zieht in diese Stube die Philosophie ein.“

Er rieb sich vergnügt die Hände.

„Schrecklich“, dachte Jan. Er konnte sich nicht vorstellen, Onkel Wilhelm den ganzen Tag gegenüber zu sitzen.

Am Abend, in seinem kleinen Zimmer, traf Jan ebenfalls eine Entscheidung. Wenn Onkel Wilhelm ihm die letzten Briefe gab, würde er davonlaufen. Das Geld, das die Kaufleute ihm für die Übersetzungen gaben, würde er nicht mehr bei Onkel Wilhelm abliefern. Nein, er würde es einstecken, um seine eigene Zukunft zu beginnen.

„Schließlich“, dachte er bockig, „steht es mir zu!“

Seine Gedanken schweiften zurück zu jenem entsetzlichen Tag im September, als weit weg, in Utrecht, sein Vater begraben worden war.

Jan sah sich wieder in der kleinen Dachkammer sitzen. Die Mutter hatte ihn hinaufgeschickt, wie immer wegen einer Kleinigkeit. Jan schluckte das traurige, wütende Gefühl hinunter. Er schloss die Augen und beschwor die Erlebnisse noch einmal herauf. Er hörte die Stimmen der Begräbnisgäste in der Halle. Nur einige wenige hatte Mutter zu sich nach Hause geladen: ihre Verwandten aus Den Haag, Herrn Berend, den Cousin des Vaters, und den Prediger, Herrn von Daalder. Die Mutter hatte sie mit selbstsicherer Stimme in das Wohnzimmer gebeten. Auch die Geschwister durften unten bleiben und mit den Erwachsenen essen. Nur er selbst saß oben, allein und traurig.

In seinen Händen hielt er das verschlossene Kuvert. Der Vater hatte es ihm gegeben, als Jan ihn das letzte Mal am Krankenbett besucht hatte.

„Für dich, mein Junge. Deine Zukunft“, hatte der Vater gekeucht. „Mach es erst auf, wenn es notwendig ist.“

Jan zweifelte. Sollte er den Brief jetzt öffnen? Bevor er es tun konnte, klopfte es an der Tür. Jan steckte den Brief rasch unter das Hemd. Herr von Daalder trat herein. Der Prediger brachte ihm etwas zu essen, eine Scheibe Rosinenbrot mit Butter. Hungrig biss Jan hinein. Herr von Daalder wartete geduldig, bis er aufgeessen hatte.

„Wir müssen etwas besprechen, Jan“, sagte er ernst.

Jan blickte überrascht auf.

„Es geht um deine Zukunft.“

„Ich werde nicht leichtfertig mit Vaters Vermögen umgehen, Herr von Daalder“, versicherte Jan. „Mutter wird mir bestimmt mit klugen Ratschlägen zur Seite stehen, und ich dachte mir, dass ich Herrn Tielsen, den Notar, bitten werde, mir zu helfen, bis ich die Geschäfte richtig verstehe. Vater hat sich auch immer von ihm beraten lassen.“

Der Prediger hüstelte.

„Darum geht es nicht, Jan. Du musst jetzt stark sein und daran denken, dass Gottes Wille manchmal den Menschen seltsam vorkommt, dass diese aber dennoch gehorchen müssen.“

„Ich verstehe nicht, Herr von Daalder.“

„Jan, Gott legt dir eine Prüfung auf. Frau Pelgrom hat beschlossen, dass du ...“ Der Prediger stockte.

„Was möchte Mutter?“

„Jan, dein Vater und ich waren sehr alte Freunde. Wir kannten uns schon als Kinder, und ich weiß wahrscheinlich mehr über ihn, als Frau Pelgrom selbst. Solange dein Vater lebte, war seine Vorgangsweise richtig. Er hat damit wohl ein Unrecht gesühnt, und Gott hat es ihm sicherlich längst verziehen. Aber jetzt, wo er tot ist, hätte auch dein Vater dasselbe gewollt wie Frau Pelgrom. Ihre Entscheidung mag dir unverständlich, hart, sogar ungerecht vorkommen, aber sie handelt richtig. Glaub mir das, Jan. Es ist auch zu deinem Besten.“

In Jans Bauch krampfte sich alles zusammen. Was verlangte die Mutter von ihm?

„Du sollst fortgehen, Jan. Frau Pelgrom möchte, dass du das Haus und die Stadt verlässt.“

Herr von Daalder wich Jans Augen aus.

„Fort“, flüsterte Jan bestürzt.

Der Prediger nickte. „Es ist eine Prüfung. Aber du wirst sie bestehen. Du bist der Sohn deines Vaters, vergiss das nicht.“

„Meine Mutter schickt mich fort? Aber wohin und warum?“

„Nach Amsterdam. Dein Onkel, Herr Berend, wird dich dorthin begleiten und für dich eine gute Ausbildungsstelle finden. Das hat er mir in die Hand versprochen.“

„Amsterdam? Aber das Haus, die Ländereien! Was wird aus Vaters, aus meinem Vermögen? Warum will Mutter das?“

„Jan.“ Der Prediger beugte sich zu dem Jungen. „Jan, frage nicht nach dem Warum. Es würde dich unglücklich machen. Glaube nur fest daran, dass es zu deinem Besten ist. Gehe nun hinunter und verabschiede dich von den Geschwistern und von Frau Pelgrom.“

Betäubt ließ sich Jan aus dem Zimmer führen. Unten im Gang stand Onkel Wilhelm abreisebereit. Er zwinkerte Jan freundlich zu. Der Junge bemerkte es nicht. Sanft schob ihn der Prediger ins Wohnzimmer hinein. Am langen Tisch hinter den Tellern und Tassen saßen die Geschwister, Mutters Verwandte und die Mutter selbst.

„Jan möchte sich verabschieden“, verkündete Herr von Daalder ruhig.

Jan schaute auf die Geschwister, und diese starrten ihn an. Er brachte kein Wort heraus.

Susanne stand auf und rannte zu ihm. Tränen rollten ihre pausbäckigen Wangen hinunter. Sie klammerte sich an den Bruder.

„Geh nicht, Jan.“

Der Prediger beugte sich zu ihr hinunter.

„Jan ist sechzehn Jahre alt, beinahe erwachsen, Susanne. Er muss einen Beruf lernen.“

„Herr von Daalder, haben Sie Jan die Wahrheit erzählt?“ Frau Pelgroms Stimme war kalt und scharf.

Herr von Daalder richtete sich auf und wandte sich zu ihr.

„Jan weiß, dass er zu seinem Besten fort muss.“

„Nein“, verlangte Frau Pelgrom. „Belügen Sie ihn nicht. Er soll gehen, weil er die Wahrheit weiß.“

„Frau Pelgrom, wer Hass sät, erntet Tränen. Lassen Sie die Sache auf sich beruhen.“

Die Witwe stand vom Tisch auf und ging zu Jan. Susanne wich ängstlich zur Seite.

„Denken Sie an Ihre Kinder, Frau Pelgrom. Sie haben in den letzten Tagen schon genug erlebt. Sagen Sie nichts, was sie

noch mehr verstören würde“, mahnte der Prediger eindringlich.

„Sechzehn Jahre habe ich geschwiegen, Herr von Daalder, sechzehn lange Jahre. Oh ja, mein Schweigen wurde erkauft mit einem schönen, neuen Haus, mit Geld, das mein Mann mir großzügig gab, damit ich in Komfort leben konnte. Aber all diese Zeit habe *ich* gelitten, nicht Jan. Ich musste zusehen, wie meine Söhne starben und er lebte. Ich musste dulden, dass die Kinder, die endlich am Leben blieben, Jan als Bruder liebten. Und wenn ich meinen Mann nicht heute zu Grabe getragen hätte ...“

„Frau Pelgrom, versündigen Sie sich nicht“, warnte der Prediger.

„Es ist die Wahrheit und Wahrheit ist niemals Sünde. Mein Mann hat seinen Bastardsohn bevorzugt, und er hätte Jan Pieter und Niclaas um ihr rechtmäßiges Erbe gebracht“, rief sie aufgebracht.

Bastardsohn!

Jan wurde weiß wie eine Wand. Er wusste, was dieses Schimpfwort bedeutete.

Frau Pelgrom lachte schrill.

„Ja, Jan, du bist ein Bastard. Wie der Kuckuck Eier in fremde Nester legt, so hat dein Vater dich mir vorgesetzt. Er hat mich nicht gefragt, nicht gebeten, nur mein Dulden erkauft. Der Spatz weiß nicht, dass der Vogel, der aus dem fremden Ei schlüpft, die eigenen Nachkommen aus dem Nest stoßen wird, damit sie sterben, bevor sie flügge sind. Aber ich wusste es all die Jahre und konnte nichts tun, bis heute.“

„Mutter“, flüsterte Jan und streckte seine Arme aus.

Frau Pelgrom wich zurück.

„Nenne mich nie mehr Mutter, und jetzt verschwinde.“

Susanne und Gretchen waren in die Ecke des Zimmers hinter Vaters Lehnssessel geflüchtet. Ihr Schluchzen füllte den Raum. Niclaas saß auf seinem Stuhl und schaute von einem zum anderen. Er verstand nicht mehr, als dass Jan etwas sehr Böses getan haben musste.

Der Prediger schob Jan wortlos aus dem Zimmer hinaus in den Gang, wo Onkel Wilhelm wartete.

Jan verscheuchte die Bilder aus seinem Kopf.

An diesem Tag hatte er nicht nur seinen Vater verloren, sondern auch seine Mutter, die Geschwister und sein Erbe. Er war nicht Jan Pelgrom de Bye, der erstgeborene Sohn eines erfolgreichen, wohlhabenden Kaufmannes aus Utrecht, sondern ein Bastard. Wer weiß, wer seine Mutter gewesen war, eine Dienstmagd oder gar eine Dirne. Die Scham darüber hatte sich tief in Jan hineingefressen. Und mit der Scham vermischte sich Wut auf jene Frau, die er Mutter genannt hatte, und Enttäuschung über den Vater, der ihm nichts anderes als einen Brief hinterlassen hatte.

Der Brief. Jan hatte ihn schließlich, als er mit Onkel Wilhelm in der Herberge saß, geöffnet. Der Umschlag enthielt einen Schuldschein, ausgestellt vom Onkel. Dieser schuldete seinem Vater eine beträchtliche Summe Geldes. Jan hatte nicht recht gewusst, was er mit dem Schuldschein anfangen sollte und hatte ihn Onkel Wilhelm gezeigt. Herr Berend hatte ihn achtlos eingesteckt.

„Keine Angst, ich werde diesen Betrag für deine Ausbildung verwenden“, hatte er rasch gesagt, als er Jans fragenden Blick bemerkte.

„Ich hole mir also nur zurück, was mir zusteht“, dachte Jan trotzig in der Dachkammer. Aber warum fühlte er sich dann wie ein Dieb?

Am Ende der Woche war es so weit. Herr Berend überreichte Jan die Mappe mit den letzten Briefen.

„Richte allen einen respektvollen Gruß von mir aus. Sage ihnen auch, dass ich mich bei ihnen melden werde, wenn ich wieder Zeit habe.“

Jan nahm die Mappe entgegen.

„Und beeil dich diesmal, damit wir heute noch anfangen können. Ich werde diktieren, und du wirst eine erste Niederschrift

machen“, rief Onkel Wilhelm ihm, auf der Türschwelle stehend, nach.

Als Jan um die Ecke gebogen war, hielt er inne. Nie wieder würde er in das Häuschen am Kanal zurückkehren. Er war frei. Einen Augenblick lang überlegte er, ob er Onkel Wilhelms Briefe von der nächsten Brücke ins Wasser werfen sollte. Nein, das wäre leichtsinnig. Er brauchte das Geld, bis er eine Stellung gefunden hatte. Er wollte nicht auf der Straße leben und betteln müssen. Ob Onkel Wilhelm nach ihm suchen würde? War es überhaupt möglich, in dieser riesigen Stadt mit den vielen Tausenden Menschen jemanden wiederzufinden? Es gab gewiss Hunderte Jungen, die wie Strandgut ohne Familie und Freunde hier angeschwemmt wurden und auf der Suche nach Arbeit waren. Bis jetzt hatte Jan sich kaum Gedanken darüber gemacht, was er tatsächlich tun würde, wenn er Onkel Wilhelms Haus endgültig verlassen hatte.

Der krumme Gustav

Sechs Tage irrte Jan durch die Straßen und über die Brücken der Stadt auf der Suche nach einer Lehrstelle. Aber niemand wollte ihn. Zu jung, zu klein, zu schwächlich sei er. Und weil er sich hartnäckig weigerte, den Namen seines Vaters zu nennen, begegnete man ihm mit offenem Misstrauen.

„Ich habe keine Eltern“, sagte Jan schließlich. „Nennt mich Jan Bommel.“ Das war nicht einmal gelogen, denn sein Urgroßvater war ursprünglich aus diesem kleinen Dorf gekommen.

„Wenn du eine Waise bist, brauchst du einen Vormund, und wenn du keinen hast, dann geh dorthin zurück, woher du kommst. Für unsere Waisenkinder gibt es das Waisenhaus. Die Herren Regenten schauen darauf, dass sie gut versorgt werden und eine anständige Ausbildung erhalten. Wenn ich also ein Waisenkind als Lehrling haben wollte, würde ich mich dort umschauen“, meinte ein Sattelmacher, den Jan am Abend des zweiten Tages aufsuchte, nachdem er auf der Straße gehört hatte, dass dieser Lehrlinge aufnahm.

Jan schluckte seinen Stolz hinunter.

„Ich werde auch fleißig arbeiten. Sie werden bestimmt mit mir zufrieden sein“, bat er unterwürfig.

„Warum sollte ich dich nehmen, wenn ich an jedem Finger meiner Hand Söhne von Amsterdamer Bürgern bekommen könnte?“ Der Sattelmacher ließ Jan stehen und wandte sich wieder seiner Arbeit zu. Niedergeschlagen schlich Jan aus der Werkstatt.

Onkel Wilhelms Geld war beinahe aufgebraucht. Wenn er sparte, konnte er noch einen Tag überleben, ohne zu betteln. Aber danach? In der billigen Unterkunft, in der er wohnte, musste er das Bett in einem Schlafsaal am kalten Dachboden gleich für eine ganze Woche im Voraus bezahlen. Dafür reichte das Geld längst nicht mehr.

Mit hängenden Schultern saß Jan auf seiner schmalen Pritsche. Neben ihm schnarchten Burschen und Männer. Es roch nach Schweiß und auch nach Schnaps. Wer hier schlief, verdiente nur genug, um den jeweils nächsten Tag zu überleben.

War das seine eigene Zukunft? Eine schlecht bezahlte Lohnarbeit konnte er überall finden, aber das wollte er nicht. Er wollte nicht so enden wie der krumme Gustav im Bett neben ihm, der zeitlebens nie mehr verdient hatte als die paar Münzen, die er brauchte, um seine Pritsche und sein Essen zu bezahlen. Ein neues Hemd, eine Hose oder gar Schuhe konnte er nur auf Raten bei einem der Gebrauchtwarenhändler erstehen, und Jan konnte sehen, dass es lange her war, seit der alte Mann das letzte Mal dort etwas hatte kaufen können. Je älter und krummer Gustav wurde, desto schwieriger war es für ihn, Arbeit zu finden. In nicht allzu langer Zeit würde der Tag kommen, an dem er seine Pritsche nicht mehr bezahlen konnte. Dann musste er ins Armenhaus gehen oder im Freien schlafen.

„Ich wüsste nicht, was schrecklicher wäre“, hatte Gustav Jan gestanden.

„Nein“, überlegte Jan, „aus mir wird kein krummer Gustav.“ Er brauchte eine richtige Arbeit.

Ein Ausweg blieb ihm noch. Er konnte zur Ostindischen Kompanie gehen und sich dort um eine Stelle auf einem der Schiffe bewerben.

„Sie nehmen jeden mit einem ehrlichen Gesicht“, hatte er gehört.

„Den Gelddiebstahl kann man mir nicht ansehen“, dachte Jan, „und ich werde auch nie wieder stehlen, wenn ich Arbeit habe.“

Am nächsten Tag versuchte Jan, sich unter der Wasserpumpe im Hof möglichst ordentlich herzurichten. Er wusch sich trotz der Kälte die Haare mit einem Stück Seife, das er der Herbergsmutter abgeschwatzt hatte. Auch entfernte er die ärgsten Flecken aus seinen Kleidern, und rieb mit nassen Fingern das Leder seiner Schuhe, damit sie ein wenig glänzten.